



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fr.: Reisen in Italien. 3.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Reisen in Italien.

3.

Jene Richtung auf ausschließlich ästhetischen Genuß Italiens hat ihren letzten und reinsten Ausdruck durch einen der edelsten Vertreter des classischen Idealismus, durch Wilhelm von Humboldt (preussischer Gesandter in Rom 1802—1808) gefunden. Sein Verhältniß zu der ewigen Stadt, die auch ihm eine zweite Heimath wurde, in der er sein Leben zu beschließen wünschte, wo auch seine Bildung sich vollendete und ihre schönsten Früchte zeitigte, hat er besonders in dem bekannten Gedicht „Rom“ und in einem Aufsatz „über Goethes zweiten Aufenthalt in Rom“ ausgesprochen. Sein Biograph hat auch diese Periode seines Lebens so klar zur Anschauung gebracht, daß wir Humboldts Auffassung von Italien und Rom nicht besser als mit seinen Worten charakterisiren zu können glauben. „Auf Humboldt,“ sagt Haym (H. Leben S. 215) „wirkte Rom in allen Stücken so beruhigend und reinigend, so erhebend und befreiend, wie sonst nur Werke der Poesie und der Kunst wirken. Es war eine stimmende, eine ästhetische, eine gleichsam musikalische Wirkung. — Er sah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie diese alle zusammen; er besaß ein universelles ästhetisches Sensorium; der Eindruck Roms auf ihn war ein schlechthin ästhetischer.“ Sein ästhetischer Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantasie empfänglich für alle Schönheit machte, spricht sich am schroffsten in dem berufenen Wunsche aus, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werden möchte, in der kein Mensch Messer trüge. „Denn — so schreibt er an Goethe — nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr ist als dies ganze Geschlecht.“ — „Dieser Wunsch war freilich poetisch grausam. Das Anstößige und Charakteristische besteht nur darin, daß diese poetische Ansicht der römischen Dinge die prosaische, die natürlich-menschliche und praktische gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem zerlumpten Bettler einzig das malerische Motiv erfreut. Aber er hatte zu dieser ästhetischen Lizenz der Anschauungsweise ein geringeres Recht als der Maler. Er bezahlte dieselbe nicht wie dieser mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte sie lediglich mit sich selbst. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunststudiums, sondern auf dem Wege des egoistischen Ge-



nusses und der Selbstbildung kam er zu jenen romantischen Reflexionen. Um uns moralisch mit diesen auszuföhnen, werden wir auf alles dasjenige angewiesen, was Humboldt später, sei es trotz sei es durch seine ästhetische Cultur der Welt und dem Vaterland genügt hat. Er schwelgte für jetzt bloß um seiner selbst und seiner eigenen Phantasie willen in den Bildern und Wünschen der Phantasie. Grade die subjective und idealistische Beziehung seiner Auffassung Roms, grade dies, daß er die ganze Erscheinung Roms lediglich auf sein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab seinen ästhetischen wie seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine so durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher so vielfach mit Winckelmann und Goethe sympathisirte, sah er dennoch Rom ganz anders als sowol Winckelmann wie Goethe. Er sah es, wie mit Recht gesagt worden ist, noch am meisten wie es Gibbon gesehen hatte. Nicht im Mittagslichte, sondern wie in melancholischer Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer“. Die langen Linien der römischen Stadt und Gegend, auf denen Goethe den Blick verweilen ließ, um seinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegisch-lyrischen Stimmung. Immer wieder fällt sein Gedicht „Rom“ in dieselbe Tonart und in das eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor“ blicken ihn Roms Gefilde an, und „einsam klagend strebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor.“ Und zugleich fühlt man sich doch unwiderstehlich gefesselt, fühlt sich durch den Zaubergruß dieser Fluren in „sehnsuchtsvoll Erstarren“ eingewiegt. — Der ästhetische Genuß, offenbar, so subjectiv bezogen, so ernst und so innerlich gewendet, ist mehr als bloß ästhetischer Genuß. Rom ist für den Dichter dieser Elegie eine Andachts- und Cultusstätte. Gegenüber der frivolen Neußerlichkeit des Katholicismus (Humboldt fand mit Recht die Ceremonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, sondern einfach langweilig) erwachte in ihm, was von echter Religion in ihm schlummerte. Von der Betrachtung Roms erhebt er sich zu seinen höchsten philosophischen Gesichtspunkten. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gang der Weltgeschichte. Er erblickt sie in der eignen Brust. Er erblickt sie in der Harmonie des Menschlichen und des Natürlichen. Rom ist der Tempel dieser ästhetisch-philosophischen Religion; denn „durch der Gottheit Segen“ erwachsen diese Hügel; was je die Brust Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heiterm Glanz“ (S. 222—227).

Raum ist ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen Humboldts und Niebuhrs Auffassung von Italien. Jener war einer der genußfähigsten Menschen, diesem, den die Natur so verschwenderisch mit einer Fülle der seltensten Gaben ausgestattet, hatte sie nicht nur die Fähigkeit des Genießens, namentlich des rein ästhetischen, sondern auch die Lust am Dasein nur in sehr geringem Maße verlehnt. Seine Hypochondrie und der unglückliche Gang, auf



die schwärzesten Seiten der Dinge den Blick unverwandt zu heften, verbitterten ihm den Aufenthalt in Rom (als preussischer Gesandter 1816—1823) um so mehr, als gar manche Gründe zur Verstimmung von außen dazu kamen. Humboldt wurde Rom eine schönere Heimath, für Niebuhr war es ein Tomi (Lebensnachrichten 2. Bd. S. 479). Die Italiener waren ihm eine Nation von wandelnden Todten, und er hat alles Schlimme von ihnen gesagt, was sich von ihnen sagen läßt, für ihre guten und liebenswürdigen Seiten hatte er keinen Sinn. Rom machte ihm keineswegs einen erhebenden oder erfreulichen Eindruck (S. 249); wahrhaft schön fand er außerordentlich wenig, die Ruinen blieben ihm fremd (S. 262), da sie durchaus aus der Kaiserzeit stammen, und es ihm unmöglich war, Werke der Baukunst isolirt zu betrachten; in Verbindung mit den Vorstellungen, von denen er sie nicht trennen konnte, stießen sie ihn zurück (S. 243). „Oft gehe ich auf's Capitol und trete vor Marcus Aurelius und sein Roß, und die Löwen von Basalt habe ich mir nicht versagen können zu lieblosen. Auf dem Aventinus steht man nicht ohne schwere Gedanken, und auch nicht auf dem Palatin, aber sehr wenig näher bringt mich die Anwesenheit auf dem Fleck zum Bilde des vergangenen Alten (S. 263). Die Kunstwerke konnten ihm nicht nützen, „da ich unglücklicherweise ebenso wenig als meine alten Römer ein Enthusiast für die Kunst in der Art wenigstens bin, daß ich in ihr leben und durch sie mich schadlos für das gehalten finden kann, was eigentlich meiner Natur angemessen ist. Wo das Lebende anefelt, wie kann der, welcher nur an Menscheng Geist und Menschenherz sich selbst gehoben und glücklich zu fühlen vermag, an Bildsäulen, Gemälden und Gebäuden Ersatz finden? Wer kann bloß von Gewürz und Wohlgerüchen leben?“ (S. 268) Da für ihn die echte Kunst nur bis auf Raphaels Tod existirte und er grade mit besonderer Vorliebe an der vorraphaelischen Zeit hing, konnten ihn auch die Werke der modernen Malerei und Sculptur in Rom nicht anziehen. Bei dieser totalen Umwandlung der Kunstansichten, nach der nun was dreißig Jahr vorher als das Höchste bewundert worden war, geringgeschätzt wurde und umgekehrt, machten Goethes Kunsturtheile in seiner italienischen Reise einen sehr ungünstigen Eindruck auf ihn. „Es ist sehr schlimm, daß er sie bekannt gemacht hat, da gegenwärtig ein weit gesunderer Sinn über die Kunst herrscht, der sich schon an Goethes früher ausgesprochenen Kunsturtheilen ärgert und ihm nicht nur die als unfehlbar aufgetragene Entscheidung ab-erkennt, sondern ihm vielmehr ein auch nur besonders befugtes Urtheil abspricht. — Ich wollte, er hätte seinen Hackert und Winckelmann nicht geschrieben. Derselben Art aber sind die Kunsturtheile in der Reise“ (S. 283). Ja er ging so weit, daß er meinte, Goethe sei der Sinn für die bildlich darstellenden Künste überhaupt versagt gewesen (S. 289). Ueberhaupt hat er in der Beurtheilung dieser Reisebeschreibung zugleich seinen eignen Standpunkt bezeichnet.



„Sie hätten uns nichts Interessanteres senden können; aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergözung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des Letztern ergötzt. — Mir ist das eigentlich gräßlich; vielleicht persönlich mehr als ich es ändern zumuthen möchte, aber dem Wesen nach erlasse ich es keinem. Ich weiß sehr wohl, daß ich in das andre Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon ganz mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hatte, und daß ich nicht allein im göttlichen Tirol, sondern in Moor und Haide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermissen. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwischen zwei Extremen.“ — Hätte Niebuhr die Städte Latiums durchwandern und mit seinem Adlerauge nach den Trümmern der alten Welt nicht bloß nach denen, die in Monumenten, sondern auch nach denen, die in Sitten, Gebräuchen und Zuständen erhalten sind, spähen können: so würde er sich in Italien glücklicher gefühlt haben. Nur einmal wird ihm wahrhaft wohl, in Terni, wo er an fünfzig unversehrte altrömische Häuser fand und die alte Grenzscheidkunst und Weinbereitung noch in praktischer Anwendung, wo er den Kanal des Curius in seiner ganzen Ausdehnung verfolgte (S. 244—247). Aber Latium war jenseit Frascati und Albano für ihn ganz unzugänglich: „und dies wäre eigentlich das, warum der Aufenthalt hier mir für die Geschichte viel hätte werth sein können“ (S. 281). Selbst die herrliche Aussicht auf die latinische Ebene und die Gebirge konnte ihn nicht erfreuen. „Wenn man hindenkt auf das Gebirge, wo Hunderte vor Hunger sterben, und wo auch die kindische Fröhlichkeit, welche sonst den Fremden anzog, wie hier ganz erloschen ist, wo man lebt, weil man das Unglück hat geboren zu sein — da muß man ganz anders gestimmt sein als ich es bin, um sich des Schauspiels freuen zu können“ (S. 280).

Seit der Mitte des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts begann der Strom der Reisenden mit erneuter Stärke nach Italien zu fluten, nachdem er in den Kriegsjahren spärlicher geflossen war. Von nun an ist es nicht mehr möglich, auch nur die wichtigern Berichte und Beschreibungen, mit denen der Büchermarkt in jeder Messe überschwemmt wurde, hervorzuheben. Wenn man eine Anzahl dieser Bücher durchblättert, die Jahr für Jahr die schon tausendmal beschriebenen Gegenstände aufs neue schildern, so staunt man über den Umfang und die Intensität des Interesses für Italien im deutschen Publicum, das nie müde geworden ist, sich immer dasselbe wiederholen zu lassen. Von den Büchern über Italien, die vor einem Menschenalter viel gelesen wur-



den und auch jetzt zum Theil noch nicht vergessen sind, nennen wir beispielsweise: Hermann Friedländer, Ansichten von Italien 1820, 2 Bände; Kephallides Reise durch Italien und Sicilien 1818, 2 Bände; Christian Müllers Briefe an deutsche Freunde von einer Reise durch Italien 1824, 2 Bände; (worin man, beiläufig gesagt, 2. B. S. 730, einen sehr guten sachverständigen Bericht über die Ostermusiken in der Sixtinischen Kapelle findet). Die durchgehende Stimmung in diesen und andern Büchern ist Enthusiasmus für das schöne Land, dessen Uebelstände meist mit Humor ertragen, dessen Verfall zuweilen mit Wehmuth betrauert wird. Je nach der Richtung und dem Bildungsgrad der Reisenden sind die Natur, die Kunst, die Alterthümer, auch (wie namentlich bei Kephallides) die nationalen Eigenthümlichkeiten vorzugsweise der Gegenstand ihres Interesses, die letztern finden fast überall wohlwollende und nachsichtige Beurtheilung. In der Kunstbetrachtung herrscht wie bei Niebuhr unbedingte Bewunderung der vorraphaelischen und zuweilen entsprechende Verachtung der nachraphaelischen Perioden; von diesem Standpunkt aus werden auch die Bestrebungen der neuen deutschen Künsterschule in Rom gewürdigt (besonders bei Friedländer). Die Einflüsse der Romantik zeigen sich am meisten in der andächtigen Schwärmerei für die Ostermusiken der päpstlichen Kapelle.

Aber auch für die Masse der Spießbürger und Philister, die nach Italien reisten, weil es Mode war und das gerühmte Land weit unter ihrer Erwartung fanden, denen weder der Golf von Neapel noch das Pantheon ihr heimisches Weißbier und die gemüthliche Abendpfeife ersetzen konnte, wurde ein Buch geschrieben, das vollkommen ihre Empfindungen ausdrückte. Wir meinen: Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungstimme für alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai, königl. preuß. Divisionsauditeur. Die zweite (1835 erschienene) Auflage enthält als Beigabe außer dem Portrait des Verfassers, alle günstigen und ungünstigen Recensionen des Buchs, mit Bemerkungen begleitet. Der königl. preussische Divisionsauditeur hatte Italien als Milordo mit Extrapost durchreist, weil er sich einbildete, daß wer mit Betturinen reise, in Italien für einen „Lump“ gehalten werde; er war dem ungewöhnlichen Zuschnitt seiner Reise gemäß geprellt worden, um so mehr als er auch die plumpsten Zumuthungen erfüllen zu müssen glaubte, wenn man ihm andeutete, daß es für Seinesgleichen nicht anders schicklich sei. Wie er überall verhöhnt und zum Narren gehalten wurde, erzählt er selbst mit großer Naivetät. Bei seiner eiligen Fahrt (in nicht vollen zwei Monaten durchreiste er ganz Italien hin und zurück) lernte er nur Gastwirthe, Postbeamte, Douaniers, Lohnbediente und Bettler kennen; da er in den heißesten Sommermonaten reiste, wurde er von Flöhen aufs äußerste geplagt. Mit komischer Gewissenhaftigkeit ver-



zeichnet er in jedem Capitel aufs neue alle ausgestandenen Flohbisse, Paßhikanen, ungenießbare Nationalgerichte, übermäßige Rechnungen u. s. w., um durch diesen wahrhaften Bericht seiner Leiden seine Mitbürger von ihrer Mignonsehnsucht zu heilen und sich den Dank des Vaterlandes zu verdienen; das Bewußtsein als Mensch und preussischer Beamter seine Pflicht gegen das Publicum zu erfüllen verläßt ihn nie. „Nein, nein,“ sagt er, „ein edles Gemüth kann Italien nicht schön finden! Daß die Natur schöner wäre als bei uns, kann ich nicht zugeben; sie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre sie aber wirklich unendlich schöner, dennoch vermöchte sie nicht zu entschädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in diesem Jammerlande ausgesetzt sind. Nur ein schmutziger Cyniker kann sich in Italien gefallen.“ (1 B. S. 133). „Wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohl fühlen? (2 B. S. 3.) Ja Italien, du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört! (2 B. S. 54.) Er glaubt sich das Zeugniß nicht versagen zu dürfen, daß er ausgestattet sei „mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl.“ Man fragt sich bei der Durchlesung dieses Buchs vergebens, wofür der Verfasser sich eingebildet haben könnte Empfänglichkeit zu besitzen. Die Denkmäler des Alterthums waren ihm so gleichgiltig, daß er nicht nach Pästum reiste, weil da nichts zu sehen ist „als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters, und eines Porticus. Wir kennen diese Ruinen aus hiesigen Bildern sehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargestellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen schon gesehen haben, so muß ich zugeben, daß es Thorheit sein würde, an den Anblick dieser Steinklumpen nur noch einen Kreuzer zu setzen.“ (2 B. S. 52.) Ueberdies war Nicolai zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meisten Ruinen in Italien in neuerer Zeit fabricirt worden sind. Dieselbe Stumpfheit, dieselbe krasse Ignoranz und dieselbe Dreistigkeit der Behauptungen zeigt er den Werken der alten und modernen Sculptur und Malerei gegenüber. Viele der besten Sachen sah er überhaupt nicht, weil er nicht Zeit hatte, oder es nicht der Mühe werth fand. Von den Raphaelischen Stanzten bemerkt er, daß das Durcheinander und die Ueberhäufung der verschiedenartigen Darstellungen in denselben keinen erfreulichen Eindruck machen“ (2 B. S. 167). Der Anblick italienischer Städte war ihm ein Greuel, weil von allen Seiten Contraventionen gegen die vaterländische Straßenpolizei sein ästhetisches Gefühl beleidigten. Daß Handwerker in Italien auf der Straße arbeiten, fand er höchst unerlaubt (1 B. S. 125). Venedig nahm sich in seinen Augen in der Ferne etwa wie Leipzig oder Breslau aus, in der Nähe aber als eine große, wüste, schmutzige Ruine, ein Gewinde stinkender Cloaken (1 B. S. 61).

Grenzboten IV. 1858.



Ueberall vermischte er schmerzlich die wohlabgeputzten, mit hellen Fensterscheiben, hinter denen man wohlgekleidete Menschen erblickt, versehenen Häuser der märkischen Fluren, und er dachte mehr als einmal mit Wehmuth an Strahlow und Treptow. Am wenigsten befriedigte ihn, wie schon bemerkt, die landschaftliche Natur Italiens. „Es ist recht schön in Neapel, allein selbst hier nicht schöner als in vielen Gegenden unseres Vaterlandes.“ Man erzählt als charakteristische Anekdote für das Non plus ultra des Berlinerthums, daß ein Berliner die Aussicht auf die Jungfrau fast so schön als im Diorama bei Gropius gefunden habe, aber Nicolai fand, daß Neapel „lange nicht so schön ist, als es uns vor einigen Jahren im Diorama der Gebrüder Gropius, idealisirt durch den Zauber der Farben, vor's Auge geführt wurde“ (2 B. S. 307). Die Schlußbetrachtung des Buchs ist, daß (mit Ausnahme Genuas) „in Italien nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände den davon verbreiteten Vorstellungen entsprechen, und daß im Uebrigen alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge und lächerliche Uebertreibung sei“ (2 B. S. 201). Es versteht sich von selbst, daß Deutschland für ein in jeder Beziehung schöneres und sehenswertheres Land erklärt wird.

Die Behauptung dürfte paradox erscheinen, daß ein großer Theil der heutigen Besucher Italiens im Wesentlichen mit Nicolai übereinstimmt, und doch glauben wir, wird sie jeder bestätigen, der Gelegenheit gehabt hat, die Schwärme von deutschen Reisenden in der Nähe zu betrachten, die sich gegenwärtig Jahr für Jahr einige Wochen oder Monate lang in den hesperischen Gefilden tummeln. Schon vor fünf und zwanzig Jahren erlebte jenes viel geschmähte Buch eine zweite Auflage. Seitdem ist die Zahl der „Nicolaiten“ unter den Touristen sehr gewachsen, je mehr das Reisen aus Langeweile überhand genommen hat, und je mehr der Comfort des Reisens in allen Ländern sich täglich steigert, während Italien in dieser wie in allen übrigen Beziehungen bei den alten primitiven Zuständen verharret. Wer an tausende Bahnzüge, fürstlich eingerichtete Hotels mit ihrem ganzen Luxus, an gute Polizei u. s. w. gewöhnt nach Italien kommt, und für die Entbehrung aller dieser Neußerlichkeiten weder in der Natur noch in der Kunst, weder in den Denkmälern der Vergangenheit, noch im Leben der Gegenwart Entschädigung findet — der kann in Italien nichts als Schmutz, Verfall, Flöhe, Bettelerei und Prellerei finden. Der Grund, weshalb keine Nicolaitische Literatur über Italien entstanden ist, ist einfach der, weil diese Classe von Reisenden meistens mit der Literatur überhaupt auf gespanntem Fuß lebt, doch würde uns eine neue Version von „Italien, wie es wirklich ist“, nicht überraschen. Seit jener Nothruf des indignirten Philisterthums verhallt ist, ist die Flut der Reiseliteratur über Italien zu einer Besorgniß erregenden Höhe an-



geschwollen. Aber auch in den meisten dieser Bücher begegnet man nicht nur den bekannten Anschauungen und Erlebnissen, auch den bekannten Stimmungen wieder durch die ganze Stufenleiter, deren äußerste Extreme auf der einen Seite Goethe und W. v. Humboldt, auf der andern Seume und Niebuhr bezeichnen. Nur daß die Zeitströmung der dreißiger und vierziger Jahre bewirkt hat, daß das ästhetische Wohlgefallen hinter der menschlichen Sympathie und dem politischen Interesse für die unglückliche Nation mehr in den Hintergrund tritt. Diese Veränderung der Auffassung hat Adolph Stahr gelegentlich bei Erwähnung von Wilhelm Müller „Rom, Römer und Römerinnen“ angedeutet. (Ein Jahr in Italien 2 B. S. 217): „Freilich ist in der enthusiastischen Darstellung dieses vortrefflichen Mannes noch ein gewisses arkadisches, schäferhaftes Etwas, ein gewisser rothbehänderter Stil mit Blumenstrauß im Knopfloch, was alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zusagt. Wir sind nicht mehr so glücklich unbefangen wie diese glückseligen Besucher Italiens, diese schwärmenden Hesperienfahrer aus den ersten zwei bis dritthalb Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Wir sehn nicht mehr was sie sahn, weil wir uns dem romantischen Eindruck nicht mehr so mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunstschöne gerichteten Interesses hinzugeben vermögen. Wir sehn nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuern Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller sein „Rom, Römer und Römerinnen“ lebte und schrieb, sehnte sich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegensätze lagen friedlich nebeneinander, die Kämmer spielten bei den Wölfen, und ein deutscher Römer sah z. B. in Mönchen und Pfaffen nur künstlerische Staffagen, oder wenn er langhaariger, altdeutsch christlicher Frömmigkeit beflissen war — und wie viele waren das nicht? — romantisch ehrwürdige Träger des christlichen Geistes. Wie hat sich das jetzt alles geändert!“ Das angeführte Werk Stahrs, das sich schnell in weiten Kreisen verdiente Anerkennung erworben hat, ist sehr wohl geeignet, diese Veränderung anschaulich zu machen.

Es dürfte nicht nur im Ganzen das Beste sein, was in der neuesten Zeit über Italien geschrieben ist, sondern auch den Standpunkt, von dem aus die große Majorität der gebildeten deutschen Reisenden Italien gegenwärtig betrachtet, noch immer am besten repräsentiren. Die Empfänglichkeit des Verfassers für alles Schöne, was Italien in Kunst, Natur und den Erscheinungen des Lebens bietet, ist nicht nur eine höchst lebhafte, sondern vielfach bis zum Nervösen gesteigert. Aber das ästhetische Behagen ist bei ihm keineswegs die einzige oder auch nur vorwiegende Stimmung. Trotz seiner Begeisterung für die wunderbare landschaftliche Schönheit der Campagna in ihrer jetzigen Bede wünscht er doch, daß neben den Wasserleitungen und Grabdenkmälern Fabriken entstehen und Schlotte rauchen möchten, wenn auch zur Verzweiflung der



Romantiker, der Albumreisenden, der Kunstenthusiasten (2 B. S. 351). Ja er verspürt bei sich Anwandlungen, in denen er eine lustige Fiedel in einer deutschen Sonntagschenke, oder eine Gartenmusik inmitten fröhlicher, behaglich sonntagstrinkender Menschen dem Wege nach der Pyramide des Cestius und seinen melancholischen Rohrplantagen an den Seiten unbedingt vorzuziehen sich geneigt findet. „Mögen die Romantiker da pur sang diese Anwandlungen Nicolaitisch finden — immerhin“ (2 B. S. 253). Wir hoffen, daß das Geschlecht dieser Romantiker nachgrade aussterben dürfte. Mit einer warmen Sympathie für den italienischen Nationalcharakter und einer fast zärtlichen Theilnahme für das Schicksal des unglücklichen Volks verbindet sich bei Stahr ein leidenschaftlicher Haß gegen seine Unterdrücker, gegen den Despotismus und das Priesterregiment. Zu seiner Stimmung paßten Silvio Pellico und Byron, wie zu der des classischen Idealismus Horaz, Propertius und Ovid, zu der der romantischen Periode die Dichter des Cinquecento. Jedermann, der die verfaulten Zustände des Kirchenstaats, die asiatische Wirthschaft im Königreich Neapel kennt, wird mit dem Verfasser im Ganzen übereinstimmen, und selbst wenn die Gegenwart leidlich wäre, so käme man nicht zum ungetrübten Genuß dieser bunten Bilder, weil eine noch nicht fern liegende furchtbare Vergangenheit ihre schwarzen Schatten darein wirft. Doch läßt sich Stahr zuweilen etwas zu sehr von seiner unbedingten Antipathie gegen den Katholicismus hinreißen, dem es auch im gegenwärtigen Italien nicht bloß an guten Intentionen, sondern auch an guten Wirkungen keineswegs fehlt, und ist zu geneigt, Uebelstände auf die Rechnung des Pfaffenthums zu setzen, an denen es unseres Erachtens unschuldig ist. 3. B. „Es hat etwas Niederschlagendes, wenn alles um uns her bei dem unbedeutendsten Dienste, nach jeder Frage, die man an sie richtet, mit der Antwort zugleich schon die Hand entgegenstreckt. Ich finde die Hauptquelle dieses traurigen Charakterzuges in der Religion des Volks. Da ihr Gott, ihre Madonnen, ihre Heiligen sie durch ihre Pfaffen und Mönche täglich in Contribution setzen, sich jede Hilfe und jeden Dienst schon vor der Leistung direct und indirect bezahlen lassen, warum sollten die Menschen es nicht ebenso machen?“ (1 B. S. 306). Die einfache Erwägung, daß diese Habsucht sich einerseits in den unbefuchten Theilen Italiens so gut wie gar nicht, andererseits aber in allen vielbesuchten Ländern kundgibt, wo es kein Pfaffenthum gibt, wie in Aegypten, zeigt, wie unrichtig diese Herleitung ist.

Eine Uebersicht, wie die hier versuchte, hinterläßt einen trüben Eindruck: denn als Gesamteindruck ergibt sich aus diesen seit einem Jahrhundert fortgesetzten Beschreibungen, daß sich die trostlosen Zustände des Landes in dieser Zeit wenig verbessert, in mancher Hinsicht verschlechtert haben, im Wesentlichen aber unverändert geblieben sind. Die Hoffnungen auf eine Wiederauf-



richtung Italiens, die noch vor zehn Jahren gehegt werden konnten, sind schnell zu Grabe getragen worden — und wer möchte ihre Wiederkehr prophezeien? Aber insofern sich auch in diesen Ansichten die Phasen unserer geistigen Entwicklung wieder spiegeln, dürfen wir sie, wie es uns scheint, nicht ohne Genugthuung betrachten. Denn auch hier haben wir manche einseitige und verkehrte Richtung glücklich überwunden und uns im Ganzen zu einer freien, vielseitigen und gesunden Auffassung erhoben.

### Ein ehemals protestantisches Land.

Inmitten der großen Bildungs- und Zeitströmung gab es von jeher bestimmte Vermächtnisse früherer Zustände, die nicht von der Stelle rückten und auf deren Stützung große Anstrengungen verwendet wurden. Der Katholicismus zählt zu diesen Vermächtnissen. Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die vorwärtsdrängende Wissenschaft die Kluft erweitert, welche protestantische und katholische Bildung voneinander trennt. Jenseit des Rheins äußert sich das Bewußtwerden dieses Abstandes in einer wachsenden Gleichgiltigkeit gegen die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und in einem rathsuchenden Einkehren bei den großen Philosophen unsrer Vergangenheit. Während Louis Napoleon Kirchen über Kirchen baut, den Papst zur Creirung neuer Erzbisthümer veranlaßt, Wallfahrten nach St. Anna d'Auray macht und in Rennes 1500 Priester die Revue passieren läßt, während dessen muß der Seinepräfect für den verschuldeten pariser Alerus, welcher auf eignen Credit eine Menge untauglicher Kirchen baute, interveniren, in Städten von 70,000 Seelen empfangen nur 3000 das Abendmahl. Der Pfarrer zu Paizy-le-Chapt (Poitiers) sammelt für eine Gemeinde, deren Kinder zum großen Theil nicht getauft sind und die Gebildeten der Nation versuchen sich in Auslegungen der Schriften Kants und Fichtes. In Oestreich haben bekanntlich vor einigen Jahren denkende Köpfe Anstrengungen gemacht, um der katholischen Theologie in einer Art katholischen Philosophie neue Blutverjüngung zu verschaffen. Rom hat mit gutem Grunde dieser Ueber-tünchung eines alten Gebäudes keinen Beifall gezollt. Dennoch will man wenigstens den Namen retten und so sind denn hier und da Anstalten getroffen worden, die eine Wissenschaft der andern näher zu bringen. Ohnängst erst hat der Fürstbischof Ottokar Maria das Motto aufgestellt: gründliche philosophische Bildung sei zum tieferen Verständniß der Theologie unentbehrlich,